

der humanistischen Grundkonstellation und seiner Ausweitung der Erfahrungsbereiche denen man in den Jahren seiner Entstehung die Anwendung nicht zutraute. Ernstnehmen und Zutrauen trägt also das Buch, (einem früheren Titel der Autorin entsprechend).

Das Buch zeigt viele Bereiche des Alltags auf, in denen eine derartige Haltung gefragt sein kann: Banale Umgangsformen der Anrede, die Vorstellung von betreutem Wohnen und dennoch Wahrung von selbständiger Wohnumgebung, das Recht auf Privatsphäre, wie einem eigenen Zimmer, bedürfen auch eines grundsätzlichen Respekts dem Behinderten gegenüber. Entlarvend für beziehungslose Distanz ist die vielfach anzutreffende Normalitätsauffassung gegenüber geistig Behinderten. Es besteht ein Hang zur Reduktion der Normalität auf die Bewältigung von Haushaltsführung, eine sehr schwer zu durchbrechende Auffassung (siehe Pörtner, S. 91 ff.) In Zeiten, in denen das Geld für Pflege und Betreuung knapp ist, sieht die Autorin in einigen geänderten Formen der Beziehung zu den Menschen, die der Betreuung bedürfen, auch Chancen, mit wenig Geld eine qualitätssteigernde Arbeit zu leisten.

Marlis Pörtner bleibt nicht bei einer schönen Liste gutbürgerlicher Wünsche an Normalität zur Alltagsbewältigung. Sie findet auch eine ebenso klare wie schlichte Sprache zu den heiklen oder

mit Tabu belegten Themen wie Sexualität und Missbrauch von Menschen mit geistiger Behinderung. Deren Recht auf Intimität möchte die Autorin ebenso gewahrt wissen, wie es andere Menschen für sich in Anspruch nehmen. Ein besonderes Gebiet, das so einfach scheint, aber eine Schwierigkeit für jeden darstellt, ist die Fähigkeit Nein sagen zu lernen, und auch sich in der Umgebung damit zu behaupten. Ein anderes Feld für Konflikte scheinen Essgewohnheiten und damit verbundene Erwartungen oder Rituale zu sein, an denen Betreuer ihre Neigung zu Kontrolle oder Überbevormundung überdenken könnten.

Insgesamt gesehen ist das Buch durch eine Fülle von Beispielen gut aufgelockert geschrieben. Es werden Alltagsszenen aufgezeigt, die zu einem anderen Umgang mit geistiger Behinderung anregen wollen. Die Autorin schreibt in angenehmer Zurückhaltung, unaufdringlich, dennoch deutlich am Wohl der Klienten orientiert. „Normalität ist nicht konfliktfrei zu haben“ (Pörtner, S. 232). Die größte Stärke des Buches dürfte darin liegen, dass die Autorin mit einer unspektakulären Begeisterung für ihre Arbeit die ihr wesentliche Grundbotschaft transportieren kann, die sie im Titel zusammengefasst hat: Brücken bauen. Dann kann man Menschen mit geistiger Behinderung verstehen und begleiten.

*Anna Auckenthaler*

## **Leschinsky, A. (Hrsg.): Ursula Plog. Von einer, die auszog, die Psychiatrie das Zuhören zu lehren. Vorträge und Essays.**

*Psychiatrie-Verlag, Bonn 2003, 328 S. ISBN 3-884-14345-X*

Achim Leschinsky hat nach dem Tod von Ursula Plog in einem Buchband Vorträge und Essays zusammengefasst, die als Vermächtnis einer bedeutenden Wegbereiterin der sozialen Psychiatrie in Deutschland gelten können. Das Buch gibt einen Einblick in die Entwicklungen der Psychiatrie im Nachkriegsdeutschland und vermittelt ein Gespür dafür, was Psychiatrie in einer demokratischen Gesellschaft sein könnte. Es regt außerdem zum Nachdenken über die aktuelle versorgungspolitische Lage und über das aktuelle Verständnis von Psychotherapie an.

Der fachliche Teil des Sammelbandes ist in vier Abschnitte gegliedert: Abschnitt 1 fasst Arbeiten zusammen, in denen es um Ursula Plogs Auseinandersetzung mit dem *Menschenbild in der Psychiatrie* geht, Abschnitt 2 („Therapeutische Arbeitsfelder“) veranschaulicht die *Praxis sozialpsychiatrischer Arbeit*, Abschnitt 3 dokumentiert ihr Engagement in *Fortbildung, Berufs- und Versorgungspolitik*,

Abschnitt 4 ihre *Auseinandersetzung mit zeitgeschichtlichen Themen*, wie z. B. mit der DDR-Psychiatrie und der Stasi. Die Originalbeiträge werden ergänzt durch Nachrufe auf zwei Freunde (Jürgen Fuchs und Bernd Becker) und durch die beiden Reden, die von Wolfgang Edelstein und Klaus Dörner anlässlich der Beisetzungsfeier von Ursula Plog gehalten wurden. Den Abschluss des Buchbandes bildet eine Bibliografie, die neben den Veröffentlichungen von Ursula Plog auch von ihr betreute und geförderte Dissertationen auflistet.

Von den Anregungen zum Nachdenken, die das Buch bietet, möchte ich im Folgenden diejenigen herausgreifen, die mir vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Entwicklungen in Klinischer Psychologie und Psychotherapie und meiner Beobachtungen in der psychotherapeutischen Aus- und Weiterbildung besonders relevant erscheinen. Vorauszuschicken ist, dass es Ursula Plog nicht um Psychotherapie in freier Praxis geht, schon gar nicht um eine

Psychotherapie, die mit der Anwendung von Techniken gleichgesetzt wird. Im Fokus ihrer Überlegungen steht die *therapeutische Begegnung im psychiatrisch-psychozialen Bereich*. Die Tugenden, Haltungen und Einstellungen, auf die es nach Ursula Plog in diesem Kontext ankommt, sind „Geduld, Beharrlichkeit, Achtung vor dem anderen, Toleranz und Beständigkeit“ (S. 22), Akzeptanz, Empathie und Kongruenz sowie die Bereitschaft, „Unsicherheit, Nichtwissen und Nichtverstehen auszuhalten“ (S. 142). Wichtig sei außerdem, auf Selbstheilungskräfte zu vertrauen und auf Selbsthilfe zu setzen, über sich selbst nachzudenken und dem „Furor sanandi“ (dem Fehler des „Heilmachenwollens“; S. 48) zu widerstehen, Wahl- und Handlungsmöglichkeiten bereit zu stellen und sich klar zu machen, „dass Beziehungen Zeit brauchen“ (S. 44). Professionelles Handeln in diesem Sinn ist abzugrenzen von einem Selbstverständnis als Experte, „der die Lösung schon kennt und diese dem Patienten zu gegebener Zeit schon beibringen wird“ (S. 105). Vielmehr gehe es darum, Störung bzw. Erkrankung als „Scheitern des Menschen an seiner Lebensaufgabe“ zu betrachten und ihm „den Weg in die Störung, die Störung selbst und den Weg aus ihr denkbar, erfahrbar, begreifbar und einsichtig zu machen“ (S. 57).

Vor dem Hintergrund des heute vorherrschenden Psychotherapeutverständnisses wirkt dieses Setzen auf Selbstexploration, Selbstbefähigung, Selbstheilungsversuche und Selbsthilfepotenziale und die damit verbundene Sicht auf die therapeutische Beziehung fast unzeitgemäß und utopisch, auch wenn es in Wirklichkeit höchst aktuell ist: Die Ergebnisse der Wirkfaktorenforschung belegen den hohen Stellenwert einer „ressourcenorientierten Psychotherapie“. Ursula Plogs Verständnis einer psychiatrisch-psychotherapeutischen Begegnung liegt allerdings quer zur gegenwärtigen Vorstellung, Psychotherapie könnte in Form von „Behandlungspaketen“ für bestimmte Indikationsbereiche verabreicht werden. Sie geht statt dessen von unterschiedlichen therapeutischen „Versatzstücken“ aus, die von unterschiedlichen Personen erbracht werden und die in ihrer Summe dann therapeutisch wirksam werden können, wenn sie „auf der organisatorischen Ebene integriert und in Bezug auf das Behandlungsziel konsistent“ sind (S. 199). Damit warnt sie implizit vor dem technologischen Verständnis von Psychotherapie, das heute Konjunktur hat, und bedient auch nicht die Vorstellung, dass nur diejenigen therapeutisch tätig sein sollten, die auf Grund der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Berufsgruppe dazu legitimiert sind. In einer Stellungnahme, die sie 1978 zum damaligen Entwurf eines Psychotherapeutengesetzes geschrieben hat (S. 216 ff.), spricht sich Ursula Plog daher gegen eine Erweiterung des Systems

der ambulanten Versorgung durch die Niederlassung einzelner Spezialisten aus und plädiert für die Schaffung von Institutionen mit interdisziplinären Teams.

Das gegenwärtige Verständnis von Psychotherapie wird in diesem Sammelband auch dadurch erschüttert, dass Psychotherapie hier explizit „auf die Plätze verwiesen“ wird (S. 225). Sie wird als „Sonderfall“ gesehen, der nur dann zum Einsatz kommen sollte, „wenn normales Handeln mit all seiner Zufälligkeit und Fehlerhaftigkeit nicht mehr ausreicht“ (S. 225). Psychotherapie wäre dann also nicht zwangsläufig das Beste, was man einem Menschen mit einer psychischen Störung/Krankheit anbieten kann. Für jemanden mit einem sozialpsychiatrischen Hintergrund mag das eine Binsenweisheit sein. Selten aber habe ich bisher einen Text gefunden, in dem die Durchführung „klassischer“ Psychotherapien in Institutionen der psychosozialen Versorgung so grundsätzlich und fundiert in Zweifel gezogen wird wie in Ursula Plogs Beitrag „Fragmente - Antagonismen. Psychotherapie in Institutionen der psychosozialen Versorgung“ (S. 192 ff.). Es ist ein Text, der auf grundlegende Probleme in der psychotherapeutischen Aus- und Weiterbildung und in der Organisation therapeutischer „Angebote“ in psychosozialen Institutionen aufmerksam macht. Ich hoffe, er wird Pflichtlektüre für alle, die in der Ausbildung von Psychotherapeuten tätig sind.

Die Aufwertung „normalen“ Handelns gegenüber einem therapeutischen Handeln ist eingebettet in ein lebensweltorientiertes Verständnis psychischer Störungen, eine skeptische Haltung gegenüber einer Biologisierung und Medikalisierung von Psychotherapie und Psychiatrie und in die Überzeugung, dass den Patientinnen und Patienten möglichst viele Wahl- und Handlungsmöglichkeiten eröffnet werden bzw. erhalten bleiben sollen. Ihr Verständnis eines personenzentrierten Umgangs mit dem Patienten grenzt Ursula Plog daher dezidiert ab von Verkürzungen der „Personenzentrierung“ auf individuell abgestimmte Versorgungspakete und Behandlungspläne. In dieser Abgrenzung bekennt sie sich besonders vehement und deutlich zu ihrer gesprächspsychotherapeutischen Orientierung und stellt klar, was sie selbst unter dem Bemühen um Empathie, Wertschätzung und Kongruenz versteht: „die tiefsten Gefühle des anderen zu spüren und darauf in einer geistreichen, spontanen und kreativen Weise einzugehen“ (S. 105). Man wünscht sich, dass solche Gegenmodelle von Psychotherapie lebendig bleiben und eine Chance hätten, zur Selbstverständlichkeit zu werden. Achim Leschinsky ist dafür zu danken, dass er mit der Herausgabe dieses Sammelbandes günstige Voraussetzungen dafür geschaffen hat.